

Sehr wertvoll sind die jedem Band beigegebenen Listen von indologischen Doktorarbeiten und die Angaben über Forschungsinstitute in und außerhalb Indiens und deren Projekte. Dem westlichen Indologen wird dabei der Einblick in Forschungsinteressen und -richtungen willkommen sein, die sich nicht unmittelbar in den großen repräsentativen Publikationen niederschlagen; im übrigen liegt es an ihm selbst, durch regelmäßige Informationen dafür zu sorgen, daß die Berichterstattung über die außerindischen Forschungen stets dem augenblicklichen Stand entspricht.

HERMANN BERGER, Heidelberg

TILAK RAJ CHOPRA: *A critical and comparative Study: The Kuśa-Jātaka*.  
Alt- und neindische Studien herausgegeben von Seminar für Kultur u.  
Geschichte Indiens an der Universität Hamburg, Hamburg, Cram, de  
Gruyter u. Co. 1966, 210 S.

Mit Recht äußert im Vorwort (p. 13f.) der Verfasser sein Erstaunen darüber, daß das Kuśa-Jātaka, eine der schönsten und farbigsten Erzählungen der buddhistischen Überlieferung, die wie kaum eine zweite beliebt war und in der späteren Literatur nachgewirkt hat, bis heute noch nicht textkritisch behandelt worden ist. Seine eigene Bearbeitung der drei ältesten und wichtigsten Fassungen, der Pāli-Version und der zwei Varianten im Mahāvastu, ist daher eine Pionierarbeit, von der man schon vorwegnehmend sagen kann, daß sie mit allen Regeln der Kunst gemacht ist und ein Musterbeispiel philologischer Gründlichkeit darstellt.

Über die Diskussion der vergleichenden Märchenforschung, die das Kuśa-Jātaka in Verbindung mit der Amor- und Psyche-Erzählung und verwandten Typen brachte, und die sonstigen Fassungen in der Avadāna-Literatur und in nicht — indischen Sprachen referiert der Verfasser nur kurz, um gleich zur Darstellung und Vergleichung seiner drei Versionen überzugehen. Das schwierige Problem der übersichtlichen Anordnung einer so komplizierten Überlieferungslage ist dabei recht geschickt gelöst. Zuerst werden die beiden Mahāvastu-Versionen nebeneinander dargestellt (V, d. i. „verse“ und P, d. i. „prose“) unter Hinzuziehung der Pāli-Gāthās, die unmittelbare Parallelen im MV haben, dann für sich die Pāli-Gāthās, soweit sie nicht schon zusammen mit dem MV besprochen sind. Wörtliche und fast wörtliche Übereinstimmungen sind in gut überschaubarer Weise durch verschiedene Arten von Unterstreichung gekennzeichnet; die Einteilung der ziemlich langen Geschichte in Episoden ermöglicht, längere textkritische Diskussionen, die sich nicht mehr gut in dem ohnehin schon mächtig angeschwollenen Fußnotenapparat unterbringen lassen, dem Leser in zumutbaren Portionen jeweils hinter dem betreffenden Abschnitt vorzuführen.

Bei der Frage nach dem „common literary ancestor“, die der Verfasser am Schluß der Arbeit (p. 206f.) stellt, hätte vielleicht doch deutlicher gesagt werden müssen, ob mit dem „literary“ auf eine schriftlich fixierte Urfassung angespielt wird. Eine solche anzunehmen, empfiehlt sich sicher nicht, denn wenn der Verfasser die „Urfassung“ ganz richtig mit der Bemerkung verteidigt „how else could we account for such amazingly close similarities as exist between these three versions“, so müßte man umgekehrt fragen,

wie bei einer schriftlichen Fassung solche Lücken und Verdrehungen, von denen in der Arbeit allenthalben die Rede ist, zustandekommen konnten. Der Verfasser scheint selbst der Annahme einer mündlichen Fassung zuzuneigen, da er das Fehlen von Versen in der Pāli-Fassung, die er für alt hält, durch ein „Vergessen“ des Dichters erklärt<sup>1</sup>. Mit der schriftlichen Fassung müßte aber auch die Allgemeingültigkeit des (wohl von der rekonstruierenden Sprachwissenschaft beeinflußten) Bildes des Stammbaums, dessen Zweige zueinander keine Beziehung mehr haben, fallen. Denn die Annahme, daß bei der Endredaktion in lückenhaften Texten Verse von Kennern schon stark verschiedener mündlicher Überlieferungszweige angeführt wurden, wenn sie nur einigermaßen paßten, ist ganz natürlich; dadurch entsteht aber eine sekundäre Gemeinsamkeit, die nicht der Fassung, sondern erst der Zeit der ersten schriftlichen Aufzeichnung oder einer noch späteren angehört<sup>2</sup>. Vielleicht hat bei H. LÜDERS, dem Begründer und unerreichten Vertreter dieser Art der textvergleichenden Methode, das Vorbild der klassischen Philologie, die es ja fast nur mit von vornherein schriftlich verfaßten Texten zu tun hat, bei seiner fest umrissenen Vorstellung einer 'Urfassung' nachgewirkt, von der man zudem eine psychologische Motivierung und sachliche Kausalität von der Strenge neuzeitlicher Erzählungsformen erwartet<sup>3</sup>.

Diese Bemerkungen sollen nicht als Kritik an der Handhabung der textvergleichenden Methode aufgefaßt werden, die ja der Verfasser sichtlich meisterhaft beherrscht, sondern nur als eine Anregung, die Grundlagen eben dieser Methode erneut zu überdenken. Wer wie der Rezensent den eigentlichen Wert der Arbeit darin sieht, daß in ihr dem Indologen, der einen Zugang zum Inhalt dieser Überlieferung gewinnen will, eine überaus schwierige und zeitraubende Vorarbeit abgenommen wird, die sonst jeder für sich selbst leisten müßte, wird um so leichter über die vergleichsweise Vagheit der chronologischen Ergebnisse (p. 200ff.) hinwegsehen und dem Autor für seine vortreffliche Leistung Dank wissen.

HERMANN BERGER, Heidelberg

G. V. DEVASTHALI: *Phīṣūtras of Śāntanava*. Edited with Introduction, Translation, and Critical and Exegetical Notes. Publications of the Centre of Advanced Study in Sanskrit. Class C. No. 1. Poona: University of Poona 1967. X, 159 S.

<sup>1</sup> Freilich steht „forgetting“ in Anführungsstrichen; sollte damit auf eine besondere Art literarischen Vergessens Bezug genommen sein?

<sup>2</sup> Die Problematik ist hier eine ganz ähnliche wie die der „kontaminierten Textüberlieferung“, die Chopras Hamburger Kollege S. A. Srinivasan in seiner Neuausgabe der *Tattvakaumudī* (Hamburg 1967) dargestellt hat.

<sup>3</sup> So sind z.B. die Prüfungen, denen in Episode 6 Kuśa zusammen mit den anderen Prinzen zur Erlangung des Throns unterworfen wird, nicht „unberechtigt“ (Lüders) oder „superfluus“ (Chopra, p. 80), weil man an ihm schon die Zeichen des künftigen Königs erkannt hatte, bzw. weil er der älteste Sohn war; auf der uns hier vorliegenden frühen Stufe der literarischen Formung hätten beide Dinge wohl auch ohne weiteres nebeneinander stehen können.